

Rosmarie Beier-de Haan

## **Geschichte, Erinnerung, Repräsentation. Zur Funktion von Zeitzeugen in zeithistorischen Ausstellungen im Kontext einer neuen Geschichtskultur**

Der Zeitzeuge scheint ein Wesen zu sein, das polarisiert. Als ‚Feind des Historikers‘ wird er von den einen (insbesondere Universitätswissenschaftlern) verdammt: er sei subjektiv, parteilich, individuell, kurzum: nicht vertrauenswürdig.<sup>1</sup> Andere neigen dazu, ihn zu verklären: als Heilsbringer der historischen Darstellung, der insbesondere Zeitgeschichte oder eine Geschichte von unten überhaupt erst ermögliche.

Wie immer es auch sei, fest steht, dass im Feld der Museen, Ausstellungen, Gedenkstätten ohne Zeitzeugen nichts mehr zu gehen scheint. Und darin spiegelt sich eine erdrutschartige Verschiebung, die in letzten Jahrzehnten stattgefunden hat. Die Rede ist von einem veränderten Verhältnis der Geschichtswissenschaft und der Geschichtsdarstellung zum Einzelnen – und dies im größeren Kontext dessen, was gemeinhin als „neue Geschichtskultur“ bezeichnet wird.<sup>2</sup>

### Neue Geschichtskultur

Was ist diese „neue Geschichtskultur“? Und wie neu ist „neu“? Diese Kennzeichnung scheint mir weniger eine zeitliche Distanz zu bemessen, als vielmehr den Grad einer Veränderung, ihre Bedeutsamkeit auszudrücken. Geschichtskultur ist per se kein sauber abgegrenzter, genau definierter Begriff. Der Historiker und langjährige Leiter des Kulturwissenschaftlichen Zentrums Essen, Jörn Rüsen, hat wahrscheinlich als erster – seit den späten 1980-er Jahren – mit diesem Begriff gearbeitet, der sich wohl am besten als Ausdruck einer Auseinandersetzung mit Geschichte fassen lässt, die weit über das akademische Feld hinausreicht, ja diesem mittlerweile wichtige Impulse gibt. So kann auch das Interesse an historischen Ausstellungen als Konsequenz dieses Wandels, der Entfaltung von „Geschichte im Kulturprozess“<sup>3</sup> interpretiert werden. Ausgehend von der Einsicht, dass Geschichte immer Vergangenheit und Gegenwart zugleich ist, ist Geschichtskultur die Verflechtung der Geschichte

---

1 Vgl. zum Beispiel die Sektion „Der Zeitzeuge. Annäherung an ein geschichtskulturelles Gegenwartsphänomen“. In: Clemens Wischer u.a. (Hg.): *Geschichtsbilder*. 46. Deutscher Historikertag in Konstanz 2006. Berichtsband. Konstanz 2007, S. 183ff.

2 Dazu: Rosmarie Beier-de Haan: *Erinnerte Geschichte – Inszenierte Geschichte*. Historische Museen und Ausstellungen in der Zweiten Moderne, Frankfurt am Main 2005.

3 Jörn Rüsen: *Geschichte im Kulturprozess*. Köln, Weimar 2002.

mit den kulturellen Orientierungen der menschlichen Lebenspraxis. In diesem außerwissenschaftlichen Umgang mit der Historie hat eine eklatante Zunahme der Vermittlungsinstanzen stattgefunden. Dabei – und das ist entscheidend – hat sich die Hierarchie dieser Instanzen (zu denen Fernsehen, Buchmarkt, Journalismus, Museen, Ausstellungen, Tourismus ebenso zählen wie wir Akteure in den historischen Museen) tiefgreifend verschoben.<sup>4</sup> Ihr traditionelles Gefüge ist zerbrochen, hat einer Viel-Stimmigkeit, Viel-Deutigkeit, auch: einer Konkurrenz um öffentliche Aufmerksamkeit Platz gemacht.

In diesem Kontext verlaufen auch das Interesse an der Vergangenheit und die Interpretation von Geschichte nicht mehr eindeutig. Die großen Interpretationslinien wie „Klasse“, „System“, „Gesellschaft“, „Kollektiv“, die in den 1970-er und 1980-er Jahren noch eine ungebrochene interpretative Kraft ausstrahlten, sind in ihrer Wirkung und Leistungsfähigkeit schwächer geworden. An ihre Stelle ist Pluralität, ein Neben- und Ineinander von Interpretationen, Sichtweisen und divergenten Bedeutungszuschreibungen getreten, die allesamt eines eint: Relationalität, also das Zusammenspiel mehrerer Relationen, ein Beziehungs-Geflecht im Sinne einer Vielzahl miteinander verbundener und interagierender Teileinheiten.

Man kann nun noch einen Schritt weiter gehen und fragen, wie dieses Phänomen, das westliche Kulturen insgesamt zu kennzeichnen scheint, interpretiert werden kann. Soziologen, Sozialpsychologen, Politologen und auch Ökonomen sprechen heute von einer Zweiten oder Reflexiven Moderne, mit der erst das Versprechen der Moderne eingelöst werde – das Versprechen nämlich, das Individuum in seinen Eigentümlichkeiten, mit seinen Interessen und Bedürfnissen in sein Recht gegenüber der Gemeinschaft zu setzen.<sup>5</sup>

Tatsächlich sind die Möglichkeiten individuellen Agierens so groß wie sicher nie zuvor – mit allen Ambivalenzen gewonnener Freiheit. Das moderne Individuum muss sich – so der britische Soziologe Anthony Giddens – seine Identität reflexiv

- 
- 4 Rosmarie Beier(-de Haan): *Geschichte, Erinnerung und Neue Medien. Überlegungen am Beispiel des Holocaust*. In: Dies. (Hg.): *Geschichtskultur in der Zweiten Moderne*. Frankfurt am Main 2000, S. 299-323; Frank Bösch, Constantin Goschler (Hg.): *Public History. Öffentliche Darstellungen des Nationalsozialismus jenseits der Geschichtswissenschaft*. Frankfurt am Main 2009; Claudia Cippitelli u. Axel Schwanebeck (Hg.): *Fernsehen macht Geschichte. Vergangenheit als TV-Ereignis*. Baden-Baden 2009; Barbara Korte (Hg.): *History goes Pop. Zur Repräsentation von Geschichte in populären Medien und Genres*. Bielefeld 2009; Mark Rüdiger u.a. (Hg.): *Echte Geschichte: Authentizitätsfiktionen in populären Geschichtskulturen*. Bielefeld 2010 u. a.
- 5 "(The) >identity< of the self (...) presumes reflexive awareness". Anthony Giddens: *Modernity and Self-Identity. Self and Society and the late Modern Age*. Cambridge 2001 (Nachdruck der Erstausgabe 1991), S. 52; vgl. auch Oliver Häußler: *Reflexive Identität und Authentizität als kultureller Marker moderner Mentalitäten*. In: Heinz Hahn (Hg.): *Kulturunterschiede. Interdisziplinäre Konzepte zu kollektiven Identitäten und Mentalitäten*. Frankfurt am Main 1999, S. 239-249 sowie die systematische Literaturerschließung in: Beier-de Haan, *Erinnerte Geschichte* (Anm. 2), S. 16ff.

schaffen. Reflexive Identitätskonstruktion, verstanden als Form der Identitätsbildung, die sich selbst thematisiert, dürfte zu einem Spezifikum unserer Zeit geworden sein. Gesellschaftliche Vorgaben zerbröseln; starre Interpretationen, auch von Geschichte, haben keine umfassende Resonanz mehr. Immer weniger leiten sie das Individuum in seinen Interpretationen und Verhaltensformen. Auch die Darstellung von Geschichte vollzieht sich vor diesem Hintergrund. Kontextualisierung, Multiperspektivität, Perspektivwechsel, individuelle Annäherungen – all diese Methoden sind unumgänglich geworden, um Geschichte im öffentlichen Raum adäquat zu erzählen.

## Geschichte und Erinnerung

Die Frage des englischen Soziologen und Historikers John Urry, warum überhaupt Gesellschaften sich an Vergangenes erinnern wollten, wenn sie dieses doch nicht mehr ändern könnten,<sup>6</sup> ist berechtigt und nur scheinbar simpel. Unsere Gegenwart ist gekennzeichnet durch eine konstitutive Kraft der Erinnerung für unsere Identität und unsere Zukunft.<sup>7</sup> Fragt man nach den Implikationen, die der Wandel des Umgangs mit Erinnerung für das Selbstverständnis der Geschichtswissenschaft wie auch der Historischen Museen haben kann, stößt man auf das Verhältnis zwischen Erinnerung und Geschichte. Dieses Verhältnis allerdings wird je nach Standpunkt höchst unterschiedlich bewertet:

Es gibt Historiker, die eine Neuorientierung der Geschichtsschreibung als „Gedächtnis“ zum neuen Paradigma erklären – insgesamt aber eine Minderheitenposition. Andere, spricht: die Mehrheit lehnt solch einen Paradigmenwechsel als unhistorisch ab. Für sie ist das Gedächtnis defizitär, da „wechselhaft, lückenhaft, deformiert“, und muss deshalb dem Streben nach größtmöglicher Objektivität untergeordnet werden. Zugleich wird aus wiederum anderer Blickrichtung die anti-individuelle Prämisse der kollektiven Gedächtnisforschung in Frage gestellt.<sup>8</sup> Statt dessen wird der einzelne Mensch ins Zentrum gerückt. Das Dilemma allerdings, wessen Erinnerung angesichts einer kaum zu verhindernden Erinnerungsflut denn nun bewahrt werden solle<sup>9</sup>, wessen Leiden bedacht werden, wessen Geschichten erzählt werden sollen, können auch sie nur konstatieren, nicht lösen.

---

6 John Urry: How Societies Remember the Past. In: Sharon Macdonald u. Gordon Fyfe (Hg.): *Theorizing Museums. Representing Identity and Diversity in a Changing World*. Oxford 1996, S. 45-65, hier S. 45.

7 Aleida Assmann: *Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung*. München 2007.

8 Clemens Wischermann: Kollektive versus „eigene“ Vergangenheit. In: Clemens Wischermann (Hg.): *Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft*. Stuttgart 1996, S. 9-17; ders. (Hg.): *Vom kollektiven Gedächtnis zur Individualisierung der Erinnerung*. Stuttgart 2002.

9 Charles S. Maier: A Surfeit of Memory? Reflections on History, Melancholy and Denial. In: *History & Memory* 5 (1993), S. 138-152, hier S. 138.

Insgesamt aber kann man – in Wissenschaft wie Öffentlichkeit – den Trend beobachten, dass die Aufmerksamkeit gegenüber erfahrungsgeprägten Interpretationen enorm gewachsen ist. Der Einsicht, dass Zugänge zur Wirklichkeit individuell geprägt sind und kontextgebunden ausfallen, wird sich niemand mehr verschließen. Dabei geht es immer auch darum, Kontroversen in der Wahrnehmung, subjektive Zugänge und differente Verarbeitungen von Erfahrungen zu zeigen. Welche spezifische Funktion können nun die sogenannten Zeitzeugen dabei übernehmen?

## Zur Funktion von Zeitzeugen in zeithistorischen Ausstellungen

### Exemplum, Memoria, Confessio

So wie wir von Augenzeugen, von Ohrenzeugen sprechen, so reden wir seit langem auch von Zeitzeugen. Und so wie die Aussagen von Ohren- und von Augenzeugen immer kritisch geprüft werden müssen und nicht immer verlässlich sind, so

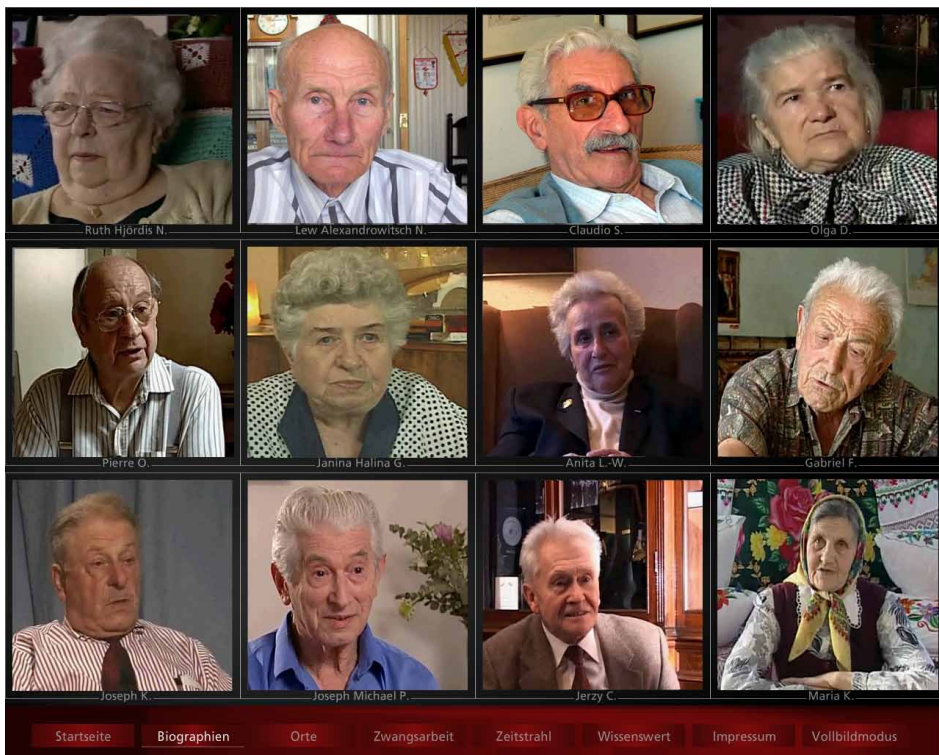


Abb. 1: Porträts von Interviewpartnern aus der online-Präsentation des Zeitzeugenprojekts „Zwangsarbeit 1939 – 1945. Erinnerungen und Geschichte“, einer Kooperation der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ und der Freien Universität Berlin (<http://www.dhm.de/mm/>) (Screenshot DHM Berlin 2012)

sind auch die Äußerungen eines Zeitzeugen mit Bedacht aufzunehmen. Repräsentativität im strengen Sinn der Sozialforschung wird sich nie erreichen lassen<sup>10</sup> – selbst wenn die befragte Gruppe noch so umfassend ist, wie etwa im Fall von Spielbergs Shoah Foundation (Survivors of the Shoah Visual History Foundation). Das steht angesichts der Zufälligkeit von Überleben, Überlieferung und Aussagebereitschaft außer Frage. Das heißt natürlich noch lange nicht, dass große, breit angelegte Befragungen nicht eine wichtige Funktion hätten: hier wird ein kollektives Gedächtnis im Angesicht der vielbeschworenen ‚tickenden biologischen Uhr‘ geschaffen. Dazu ein Beispiel:

Die Online-Präsentation „Zwangsarbeit 1939 – 1945. Erinnerungen und Geschichte“<sup>11</sup> des Deutschen Historischen Museums stellt Lebensschicksale von ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern vor. Dieses digitale Archiv greift auf die 600 Interviews in 26 Ländern zurück, die im Rahmen der Kooperation mit der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ (EVZ)<sup>12</sup> und der Freien Universität Berlin im Deutschen Historischen Museum inventarisiert und archiviert wurden. Wir sind also nicht Initiator, wohl aber nachhaltiger Nutznießer dieses Projektes. Die ausgewählten Interviewpartner bilden die großen Opfergruppen unter den Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern ab: eine ukrainische „Ostarbeiterin“, eine polnische Zwangsarbeiterin, ein sowjetischer Kriegsgefangener, Sklavenarbeiter aus Konzentrationslagern und ein italienischer Militärinternierter berichten. Die Interviews lassen sich zu übergeordneten Themen wie „Herkunft und Familie“ oder „Arbeit und Terror“ anwählen. So wurde zwar nicht Repräsentativität, wohl aber Breite und Systematik in der Erschließung hergestellt – und natürlich auch schon in der Vorbereitung und Durchführung.

Zeitzeugenberichte erzählen uns darüber, wie es wirklich gewesen ist, wahrscheinlich am allerwenigsten. Das hat nur in geringerem Maße mit der zeitlichen Distanz zu tun, sondern vorrangig mit ihrer subjektiven Dimension. Die Subjektivität, die Individualität erzählter Geschichte ist ihre Schwäche, zugleich ihr Trumpf. Der Sozialphilosoph Hans Joas hat einmal in bezug auf die mündliche Geschichte vom „Grundsatz konstitutiver Subjektivität“ gesprochen.<sup>13</sup> Und diese konstitutive Subjektivität ist die Grundlage jeden Zeitzeugengesprächs.

---

10 Zu den Grenzen mündlicher Geschichtsbetrachtung bzw. -erhebung vgl. als einen der Pioniere: Paul Thompson: *The Voice of the Past. Oral History*. Oxford 1978.

11 URL <<http://www.dhm.de/mm/>> (01.03.2012). Sie ist in leicht modifizierter Form auch in der Dauerausstellung im Zeughaus Unter den Linden zu sehen.

12 Die Stiftung EVZ förderte von 2005-2007 die Sammlung von rund 600 Interviews mit ehemaligen Zwangs- und Sklavenarbeitern in 26 Ländern (vgl. Stiftung EVZ Tätigkeitsbericht 2010, Berlin 2011, S. 16f.; URL <<http://www.zwangsarbeit-archiv.de>> (01.03.2012).

13 Hans Joas: Einleitung zu: Agnes Heller: *Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion*. Frankfurt am Main 1978, S. 8.

Erinnerung ist eine hochgradig subjektive psychische Kompetenz. Sie ist nichts Statisches, nichts Fixiertes, sondern eine aktiv hergestellte Konstruktion der Wirklichkeit, ein subjektives, an individuelle Biographien gekoppeltes Phänomen. Beständig werden Erinnerungen daher revidiert, um sie der jeweils gegenwärtigen Identität anzupassen. Erinnerung ist, wie jede andere physische oder psychische Aktivität, in die kulturellen Kontexte, Sozietäten, Lebensstile und individuellen Formen der Lebensgestaltung eingebunden. Diese Kategorien bestimmen entscheidend mit, was erinnert (oder vergessen) wird, durch wen und zu welchem Anlass. Nicht erst wenn Erinnerungen den persönlichen, privaten Raum verlassen und in die öffentliche Sphäre hinaustreten, werden sie von dieser mit beeinflusst, manchmal mehr, manchmal weniger – und sie können umgekehrt auch diese öffentliche Sphäre beeinflussen. Das zeigt sich mittlerweile ausgeprägt im Bereich der Holocaust-Forschung und -Darstellung mit ihrem immer wieder formulierten Postulat, die Ebene der Beteiligten (sowohl der Opfer wie der Täter) in die historiographische Analyse einzubeziehen und deren mentalen Dispositionen und Motiven stärkere Aufmerksamkeit zu widmen. Omer Bartov nennt in diesem Zusammenhang das Beispiel eines SS-Mannes, der je nachdem, ob er sich im engen Kreis seiner Kameraden oder in einem Gerichtssaal befindet, vor der Presse steht oder sich im Ausland aufhält, jeweils andere Erinnerungen vortragen wird. Dieser Mann mag sich einem Fremden gegenüber offener äußern als gegenüber seiner Familie. Er mag sich bestimmter Elemente der Vergangenheit vielleicht nur in der Gegenüberstellung mit einem seiner Opfer erinnern: „Diese Person wird sich in einem Gerichtssaal, einem Dokumentarfilmer gegenüber oder im Rahmen einer Zeitzeugenbefragung vielleicht anders äußern als im Kreis der eigenen Familie. Und sie kann noch ganz andere Erinnerungen tief im Innersten mit sich tragen, die lediglich zu Tage treten im Beisein derer, die mit ihr im Lager waren oder die aus demselben Heimatort stammen.“<sup>14</sup>

Erinnerung hat also, kurz gesagt, viel mit der Vergangenheit und noch mehr mit der Verflechtung von Vergangenheit und Gegenwart zu tun. Und in der individuellen, subjektiven Dimension dieser Verflechtung scheint mir die eigentliche Funktion, das Alleinstellungsmerkmal von Zeitzeugenberichten zu liegen. Was heißt das genauer?

Zeitzeugenberichte schaffen einen individuellen und authentischen Zugang zur Vergangenheit, den wir als Betrachter nachvollziehen können, eben weil er mit uns, mit unserer Gegenwart und unserer Sicht auf die Welt so viel zu tun hat. Die Berichte sind individuell, so wie auch wir individuelle Wesen sind. Sie sind emotional, also auch in dieser Hinsicht ein Medium des Zugangs, der Vermittlung hin zur Individualität, der Empathie der einzelnen Besucher. Ruth Klüger hat es einmal so ausgedrückt: „Wer mitfühlen, mitdenken will, braucht Deutungen des Geschehens.“

---

14 Omer Bartov: *Der Holocaust. Von Geschehen und Erfahrung zu Erinnerung und Darstellung.* In: Beier(-de Haan) (Hg.) (Anm. 4), S. 95-119.

Das Geschehen allein genügt nicht<sup>15</sup> – und in diesem Deutungsprozess des Geschehens ist der Erzähler eine wichtige authentifizierende Größe für den Zuhörer bzw. Zuschauer. Natürlich kann Authentizität nicht geschaffen werden, sie ist gegeben oder nicht; gleichwohl kann ihr Vorhandensein über einen affektiven Konnex bestätigt und bekräftigt werden.

Dieser Vorgang der Vermittlung ist zugleich immer mehr als nur ein einzelner individueller. Denn: Im einzelnen Erinnern ist immer mehr als nur das Einzelne enthalten. Vergleichbar einer Struktur, einem Teppich, in dem die einzelnen Elemente, die einzelnen Knoten mit dem großen Ganzen untrennbar verknüpft sind, so sind auch das Individuelle und das größere Ganze, sei es die Gesellschaft, der Krieg, der Holocaust, die Vertreibung etc., untrennbar miteinander verflochten. Der französische Philosoph Henri Lefebvre hat es folgendermaßen beschrieben: „Das ‚Makro‘ determiniert das ‚Mikro‘ nicht. Es umhüllt es; es kontrolliert es; es durchdringt es und unterwirft es Regulierungen, die selber verschiedene Grade von Tiefe und Effizienz haben: Haltungen und Verhaltensweisen, Modelle, Rollen usw.“<sup>16</sup> So steckt in der einzelnen Erinnerung immer auch das „Mehr“ der Geschichte und ermöglicht es uns, überhaupt mit Zeitzeugenberichten in Ausstellungen zu arbeiten, indem wir sie kontextualisieren – denn das tun wir ja im nächsten Schritt: Wir lassen die Aussagen der Zeitzeugen nicht für sich stehen, sondern die Aufgabe der Analyse, der Einschätzung aus wissenschaftlicher Perspektive kommt entscheidend und unverzichtbar hinzu.

Die Funktion von Zeitzeugen in zeithistorischen Ausstellungen geht dabei tiefer als bloße Zeugenschaft im Sinne einer chronikartigen Auskunft. Erhellend und weiterführend erscheint in diesem Zusammenhang der Ansatz, den die Forschung zu den sogenannten Ego-Dokumenten, insbesondere im Bereich der Frühen Neuzeit, entwickelt hat. Sie deutet Selbst-Zeugnisse, die ja immer die Selbstthematizierung durch ein explizites Selbst<sup>17</sup> sind, nicht lediglich als chronistenhafte Zeit-Dokumente, sondern – ausgehend von der narrativen Intention des Sprechenden – als *Exemplum*, als *Memoria* und als *Confessio*<sup>18</sup>. Diese drei Kategorien narrativer Analyse scheinen mir auch für das Verständnis und die Funktion von Zeitzeugenberichten des 20. Jahrhunderts sehr hilfreich zu sein:

Das Selbstzeugnis soll erstens als *Exempel* dienen – dies durchaus in der historischen Semantik des ‚Exempel geben‘, „was nachzuahmen und was zu verwerffen

15 Ruth Klüger: weiter leben. Eine Jugend. München 1997 [Erstausgabe Göttingen 1992], S. 128.

16 Henri Lefebvre: Kritik des Alltagslebens. Frankfurt am Main 1977, Bd. 2, S. 56.

17 Vgl. Benigna Krusenstjern: Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert. In: Historische Anthropologie. Kultur, Gesellschaft, Alltag 2 (1994), S. 462-471, hier S. 463.

18 DFG-ForscherInnengruppe „Selbstzeugnisse in transkultureller Perspektive (vgl. URL <<http://www.fu-berlin.de/dfg-fg/>> (15.12.2011).

sey“,<sup>19</sup> also als vorbildliches ebenso wie als warnendes oder mahnendes Beispiel für die Überlebenden, für die folgenden Generationen. In diesem Exempel steckt ebenso ein Moment der Anklage, der *Accusatio*, und der Impetus des „Nie wieder!“ durchzieht ja auch viele zeithistorische Interviews.

Die ausgesprochene Erinnerung erfüllt des weiteren die Funktion der *Memoria*, gleichsam eines *Memorials*, für die Verstorbenen, die nicht vergessen werden sollen, und für die verlorene Kultur. Denn auch das finden wir in zeithistorischen Interviews: die genaue Erinnerung, die eindringliche Beschreibung einer Welt, die so nicht mehr besteht, die Nennung von Menschen, die nicht mehr leben. Diese Geste der Namensnennung, die in verschriftlichter Form längst in die internationale Gedenkstättenkultur Einzug gehalten hat,<sup>20</sup> finden wir beispielsweise in einem Zeitzeugen-Interview, das für das Videoarchiv des Berliner Holocaust-Mahnmal geführt wurde: Frau Ruth W. memoriert aus eigenem, offenkundig schon lange vor dem Interview gefassten Beschluss – und mit großer innerer Kraftanstrengung, ja Schonungslosigkeit sich selbst gegenüber – die Namen ihrer Familienmitglieder, Klassenkameradinnen, Freunde und Nachbarn, die nicht überlebten.<sup>21</sup> Die Nennung der Namen wird zum Vermächtnis, das weitergegeben wird.

Und drittens: Das Selbst-Zeugnis stellt eine *Confessio* dar, ein Bekenntnis zur eigenen Geschichte, zum Überleben im Angesicht einer Katastrophe und damit auch einen Rechenschaftsbericht, ja eine Rechtfertigung der immer gleichen, selbstgestellten Frage, warum gerade ich noch da bin und jetzt Auskunft gebe, andere dies aber nicht können.

Von all diesen Funktionen findet sich in Zeitzeugeninterviews etwas wieder, vielleicht in jeweils unterschiedlicher Gewichtung. Denn: so wie die Entscheidung, ein Tagebuch zu führen oder die Memoiren zu Papier zu bringen, eine bewusste ist, die mit Selbstbefragung und Selbstvergewisserung einhergeht, so ist auch die Entscheidung, ja zu einem Interview zu sagen, solch ein bewusster Prozess, der in die Erzählstrategie und -intentionen einfließt. Selbstzeugnisse, Zeitzeugnisse sind in einem je eigenen Aushandlungsprozess verankert, den der Sprecher / die Sprecherin mit dem Gesprächspartner aushandelt oder vielleicht auch schon vorher für sich und vor sich ausgehandelt hat. So können Zeitzeugnisse als lebendige Strategie der Selbstverortung gelesen werden, die auf die Gesellschaft wie auf die einzelnen Akteure und Akteurinnen gleichermaßen verweist. Jenseits aller immer wieder und häufig auch zu

---

19 Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexikon. Halle u.a. 1730ff., Lemma „Exempel“, Sp. 2330.

20 Vgl. zum Beispiel Ellis Island / New York City, das Vietnam Veterans Memorial in Washington oder auch die ersten Entwürfe für das Holocaust-Mahnmal in Berlin. Anders als bei traditionellen Formen der Namensnennung etwa auf Kriegerdenkmälern, die die Gefallenen als Helden memorierten, steht in dieser neuen Form der Namensnennung der Einzelne als Dabeigewesener, als Zeitzeuge im Mittelpunkt; er/sie muss sich nicht durch besondere Taten hervorgetan haben.

21 Vgl. dazu den Beitrag von Daniel Baranowski auf dieser Seite.



Recht beklagten Routine und Standardisierung, die wir nicht selten in Zeitzeugenberichten vorfinden können, wird man in diesem Sinne genau eine solche Qualität als ihr Spezifikum hervorheben können: eine Wahrhaftigkeit, nicht im Sinne historischer Genauigkeit, sondern im Sinne einer Wahrhaftigkeit gegenüber der eigenen Person im Verhältnis zum Umgang mit dem Geschehenen.

Selbstverortung kann dabei auch die Verweigerung gegenüber einer vom Interview angesprochenen oder eingeforderten Thematik bedeuten – etwa wenn die 1925 geborene Olga D.<sup>22</sup> aus dem vorerwähnten Zeitzeugenprojekt „Zwangsarbeit 1939 – 1945. Erinnerungen und Geschichte“ sich der Frage verweigert, ob sie nach ihrer Rückkehr aus der Zwangsarbeit als Kollaborateurin stigmatisiert wurde. Auf die Frage des Interviewers: „Gab es denn keine Fälle, dass euch vorgeworfen wurde, ihr hättet den Deutschen gedient?“ antwortet sie: „Wissen Sie, ich möchte über solche Sachen nicht sprechen. Es gab vieles, sehr vieles. Vielleicht sollten wir diese Fragen nicht aufgreifen. Das ist so eine schwierige Frage. Ich würde sie gern unberührt lassen. Es soll alles so bleiben, wie es ist, es ist jetzt nichts für uns.“<sup>23</sup> Olga D. entscheidet eindrucksvoll selbst, wie weit sie geht; sie ist es, die eine Grenze zieht zwischen dem Gegenüber und ihrer Person. Der Interviewer bleibt draußen vor. So gehört der Vorgang des Auslassens ebenso wie der des Erzählens zur Rekonstruktion einer Lebensgeschichte. Beide haben eine konstituierende Funktion, denn sie ermöglichen es der/dem Erzählenden, sich die Deutungshoheit über die eigene Lebensgeschichte zurückzuerobern. Die Geschichte erhält auf diese Weise eine veränderte Bedeutung.

Die Methode des Perspektivwechsels oder der Multiperspektivität – um eine (mittlerweile bisweilen zu häufig in Anspruch genommene) aktuelle Kategorie aufzugreifen – ist auch in einem Feld fruchtbar, ja unabdingbar, das auf den ersten Blick weit von der Zeitzeugenforschung/-darstellung entfernt ist: der transnationalen Geschichtsschreibung.

## Transnationale Geschichtsdarstellung

Es ist immer wieder die Rede davon, dass wir in einem post-nationalen Zeitalter leben. Mit Blick etwa auf gewisse Renationalisierungstendenzen, wie wir sie zum Beispiel in den Staaten der ehemaligen Sowjetunion erleben, wird man dem vielleicht nicht uneingeschränkt zustimmen wollen. Gleichwohl oder besser: gera-

---

22 Olga D., geb.1925 in David-Gorodok, Verwaltungsbezirk Brest/Ostpolen. Nach dem Einmarsch der Roten Armee in Ostpolen im September 1939 gehörte ihre Heimat bis zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion zu Weißrussland. Im Oktober 1942 erfolgte ihre Zwangsrekrutierung als Ostarbeiterin nach Elbing/Ostprien. Im Januar 1945 wurde Olga D. in Westpolen befreit. Im März 1945 erreichte sie ihre Heimat wieder. Nach Untersuchung durch den russischen Geheimdienst NKWD war sie als Gelegenheitsarbeiterin beschäftigt. Vgl. URL <<http://www.dhm.de/mm/>> (01.03.2012).

23 Vgl. ebd.

de deshalb erscheint es mir eine der vorrangigen Aufgaben des Museums zu sein, auf viele Identitäten zu reagieren, auch transkulturell und insbesondere transnational<sup>24</sup>. Wir haben eine fortgeschrittene europäische Integration und eine verdichtete internationale Zusammenarbeit auf fast allen Ebenen von Gesellschaft, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur. Trotzdem ist die Darstellung der Geschichte der Staaten Europas oft noch in den traditionellen nationalen Kategorien verhaftet. Das europäische Gedächtnis ist dem nationalen Gedächtnis nachgeordnet.<sup>25</sup> Projekte wie das 2008 ins Leben gerufene Haus der Europäischen Geschichte in Brüssel, das Musée de l'Europe et de la Méditerranée in Marseille, das Historial de la Grande Guerre im nordfranzösischen Péronne, Museum des Ersten Weltkriegs an den historischen Schlachtfeldern der Somme oder auch das Schlesische Museum in Görlitz mit seiner multiperspektivischen Zeitzeugenpräsentation „Lebenswege ins Ungewisse. Eine Ausstellung über Migration in Görlitz“ (2011/12) sind wichtige Ansätze für eine verschränkte Geschichte, eine entangled history.<sup>26</sup> Péronne konfrontiert in diesem Sinne die Perspektiven der damaligen Kriegsgegner Frankreich, Großbritannien und Deutschland im Sinne einer Verflechtungsgeschichte. Ähnlich geht auch das Deutsch-Russische Museum in Berlin vor, Schauplatz der Unterzeichnung der deutschen Kapitulation im Mai 1945, das von den einstigen erbitterten Kriegskontrahenten Deutschland und Russland gemeinsam auf den Weg gebracht wurde.

Kennzeichnend für all diese Vorhaben (und hier ließen sich auch Ausstellungen des Deutschen Historischen Museums ergänzen<sup>27</sup>) ist die Tatsache, dass Trennendes nicht eingeebnet werden soll, sondern dass die Geschichte als verschränkte Geschichte begriffen wird. Das früher unüberwindlich Erscheinende soll aus einem gemeinsamen Heute heraus gemeinsam erarbeitet und dargestellt werden. Also ein gemeinsamer Rückblick nicht nur darauf, was an Gemeinsamem vorgefunden oder wiederentdeckt wird, sondern auch und insbesondere auf das Trennende, das Schmerzende, das Aufgeplatene in der Geschichte.

Bei dieser transnationalen Betrachtung kommt den Zeitzeugen eine wichtige Bedeutung zu, lassen sich doch die unterschiedlichen, trennenden Erfahrungen ebenso

---

24 Vgl. Beier-de Haan, *Erinnerte Geschichte* (Anm. 2); Heinz-Georg Haupt, Jürgen Kocka (Hg.): *Comparison and transnational History. Central european Approaches and new Perspectives*. New York u. Oxford 2009.

25 Atsuko Ichijo u. Wilfried Spohn (Hg.): *Entangled Identities. Nations and Europe*. Farnham 2005.

26 Rosmarie Beier-de Haan: *Nationale Geschichtsmuseen am Beginn des 21. Jahrhunderts. Überlegungen zu zukunftsfähigen Perspektiven ihres Handelns*. In: Hans-Martin Hin u. dies. (Hg.): *Nationalmuseen. Gedächtnis der Nationen*, Berlin 2011, S. 165-173.

27 Hans Ottomeyer, Rosmarie Beier-de Haan, Hans-Martin Hinz: *Flucht und Vertreibung als Themenfeld in den Ausstellungen des Deutschen Historischen Museums*. In: *Deutsches Historisches Museum, International Association of Museums of History, Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung* (Hg.): *Flucht, Vertreibung, „ethnische Säuberung“*. Eine Herausforderung für Museums- und Ausstellungsarbeit weltweit. Publikation zur gleichnamigen Tagung. Berlin 2012.

wie die Gemeinsamkeiten zumindest in der Rückerinnerung zusammenführen – wie es etwa bei dem überzeugenden Buchprojekt der „Sudetengeschichten“<sup>28</sup> der Fall ist, in dem die ehemaligen und heutigen Bewohner sich unter einem Buchdeckel arrangieren: die lebensgeschichtlichen Erinnerungen von Vertriebenen, verbliebenen Alteingesessenen und Neusiedlern auf der Suche nach Heimat finden hier zusammen. Solche transkulturellen, transnationalen Ansätze sollten meiner Ansicht nach noch viel stärker die Arbeit mit Zeitzeugen durchziehen.

Wie könnte das über die semantische Ebene hinaus erreicht werden, welche unterstützende Funktion können hierbei ‚weiche‘ Faktoren wie Inszenierung und die ästhetische Gestalt einer Ausstellung generell übernehmen?

... und die ästhetisch-inszenatorische Dimension?

Mit dem Verlust des wissenschaftlichen Deutungsmonopols und der gewachsenen Akzeptanz erfahrungsgesättigter Interpretationen, mit der steigenden Akzeptanz der Einsicht, dass Zugänge zur Wirklichkeit individuell geprägt und kontextgebunden ausfallen, geraten Präsentationen von Geschichte in Bedrängnis, die aufgrund vermeintlicher Tatsachendarstellung sich im schlichten Zeigen von Gegenständen erschöpfen. Solange der Gegenstand für sich zu sprechen schien, konnte es hinreichend sein, ihn in eine Vitrine zu stellen, an der Wand zu befestigen und so den Blicken der Betrachter auszusetzen. Bei Gegenständen und Thematiken aber, die diese Eindeutigkeit nicht für sich verbuchen können, wo Kontroversen in der Wahrnehmung, subjektive Zugänge und differente Verarbeitungen von Erfahrungen gegeben sind, ist damit kaum etwas erreicht. Dann erscheinen die Gegenstände unvermittelt als bindungslos und müssen erst kontextualisiert werden – um überhaupt noch wahrgenommen zu werden. Seit langem schon haben wir diesen Zustand erreicht. Ein Museum ist nicht nur ein Ort der Bildung, sondern immer auch der Kultur, also auch des Emotionalen, des Sinnlichen, des Symbolischen. Und so wie sich Individualität, Multiperspektivität und Perspektivwechsel mithilfe von Zeitzeugendarstellungen umsetzen lassen, so hat auch die Gestaltung, die Inszenierung diese Funktion.

Es fällt eine Diskrepanz auf: Zeitzeugeninterviews sind individuell und damit einzigartig. Zugleich ist ihre Präsentation oft hochstandardisiert, ja monoton. Was sehen wir? Einen Monitor mit einem alten Mann, einer alten Frau, oft in Sonntagskleidung, meist frontal aufgenommen, das Gesprächsgegenüber unsichtbar, von der Umgebung ist allenfalls ein kleiner Ausschnitt zu sehen. Zumeist allein über das

---

28 Vgl. den in tschechischer und deutscher Sprache herausgegebenen Band: *Sudetské přibehy. Vyhnaní - starousedlíci - osídlenci = Sudetengeschichten. Vertriebene – Alteingesessene – Neusiedler*. Bearb. von: Sarah Scholl-Schneider u.a. Augsburg 2010.

gesprochene Wort<sup>29</sup> vermittelt sich die Verknüpfung von Gegenwart und Vergangenheit. Müssen wir nicht – im Sinne einer good practice –, die Aufmerksamkeit noch viel stärker auf unsere Darstellungsmethoden richten, um so die Individualität der Interviews, ihre Einzigartigkeit, ihre Bedeutsamkeit erst herausstellen zu können? Muss der Wiedergabemodus der Zeitzeugeninterviews immer der solch einer Frontaldarstellung in einem Monitor sein? Und viel Kritisches ist ja über diese ‚talking heads‘ geäußert worden. Meines Erachtens sollten wir noch intensiver mit Künstlern, Designern, Einrichtungen für Kultur und Ästhetik der Medien und vergleichbaren Personen und Institutionen zusammenarbeiten. Meines Erachtens brauchen wir noch mehr künstlerische Interventionen. Die Kunst hat ja überhaupt im Feld der Erinnerungskultur früh den Weg geebnet, den Blick gelenkt auf das Ausgeblendete, Vergessene, Tabuisierte – wie beispielsweise das Projekt „The Missing House“ von Christian Boltanski<sup>30</sup> in Berlin-Mitte.

Die Kunst fordert radikal und zugleich phantasievoll wie keine zweite Instanz die Subjektivität von Erinnerung ein. Man denke etwa an den im Internet aufrufbaren Mitschnitt „I will survive – Dancing Auschwitz!“<sup>31</sup>, das den fast 90jährigen Holocaustüberlebenden Adam Kohn mit seinen Kindeskindern zu den Klängen des Disco-Dauerbrenners „I will survive“ tanzend im Konzentrationslager Auschwitz zeigt – eine künstlerische Intervention, die tanzend das Überleben feiert, erdacht von Kohns Tochter, der Künstlerin Jane Korman.<sup>32</sup> Und auch Arbeiten wie diese Kunstinstallation würde ich gern häufiger in zeithistorischen Ausstellungen sehen: Hervorgegan-

---

29 Ist nicht überhaupt bei Zeitzeugeninterviews in der Sache das Auditive viel wichtiger als das Visuelle, obwohl alle Medienanalyse und -kritik vorrangig dem Visuellen gilt? Diese Überlegung, die weiter zu führen überaus lohnend wäre, verdanke ich einem Gespräch mit jungen Nachwuchswissenschaftlern am Rande der Tagung „Zeitzeugen im Museum“ in Görlitz.

30 Die Wandinstallation »The Missing House« des französischen Künstlers Christian Boltanski (geb. 1943) entstand 1990 im einstigen Berliner Scheunenviertel und ist dort bis heute zu sehen. In diesem sozial durchmischten Stadtquartier lebten vor dem Zweiten Weltkrieg vor allem viele aus Osteuropa eingewanderte Juden. Kurz vor Kriegsende wurde das Haus Nr. 15/16 in der Großen Hamburger Straße von Bomben getroffen und brannte völlig nieder. Noch heute klafft an dieser Stelle eine Lücke zwischen zwei angrenzenden Häusern, die bei dem Bombenangriff verschont blieben. Diese ‚Wunde‘ wurde für Boltanski zum Ausgangspunkt seiner Recherchen nach den Bewohnern in der NS-Zeit und ihrem Schicksal. Die eruierten Angaben (Name, Beruf, Ein- und Auszugsdatum) wurden auf weiße Metallplatten geschrieben, die gestalterisch bewusst an Todesanzeigen erinnern. Diese Platten wurden an den Brandmauern der angrenzenden Häuser angebracht, jeweils auf der Höhe der einstigen Wohnungen. So markierte Boltanski die Lücke, eben das „Missing House“, als bestehende Leerstelle im Bewusstsein des Betrachters (vgl. die Beschreibung von Lysann Buschbeck URL <<http://www.hgb-leipzig.de/mahnmal/bolti.html>> (01.03.2012).

31 URL <<http://www.3sat.de/page/?source=/kulturzeit/146987/index.html>> (15.12.2011).

32 „Ich dachte, wenn man an diesen traumatischen Orten tanzen würde, würde das ein sehr starkes Bild schaffen. Also überlegte ich: Wie und auf welche Musik? Und dann googelte ich nach Songs zum Thema Überleben.“ (Ebd.).



Abb. 2: Blick in die Ausstellung „Deutsche und Polen – 1.9.39 – Abgründe und Hoffnungen“.

Im Vordergrund ist die Fotoarbeit „Studio Kontakt“ der Fotografen Gilbert Wedam und Pawel Wyszomirski zu sehen, die im Rahmen eines Projekts des Deutsch-Polnischen Jugendwerks 2005/06 entstand. Ausstellungsgestaltung: Werner Schulte, DHM (Photo © DHM 2009)

gen aus dem Fotoprojekt „Wie Du es siehst“<sup>33</sup> des Deutsch-Polnischen Jugendwerks (2005) zeigt sie Bewohner der Grenzregion, unter anderen Jugendliche beiderseits der Neiße und der Oder. Sie schliddern im Winter über den zugefrorenen Fluss, lernen sich kennen, beginnen, sich gegenseitig zu besuchen, interessieren sich füreinander – auch wenn sie sich sprachlich nur rudimentär verständigen können. Wohlgemerkt, zu sehen sind Menschen mit Körpern, keine sprechenden Büsten, keine ‚talking heads‘. Gleichsam als Vertreter einer ‚besseren Zukunft‘ standen solche Jugendlichen am Abschluss der Ausstellung „Deutsche und Polen – 1.9.39 – Abgründe und

33 „Studio Kontakt“, 14 Fotos, entstanden im Rahmen des Projektes „Wie Du es siehst / Jak Ty to widzisz“ des Deutsch-Polnischen Jugendwerks. Fotografen: Gilbert Wedam (geb. 1979) und Pawel Wyszomirski (geb. 1980), Deutschland / Polen 2005/2006. Die beiden Fotografen führten 2005/2006 ein Fotoprojekt durch, bei dem sie Menschen in den Grenzstädten Görlitz und Zgorzelec, Guben und Gubin sowie Frankfurt/Oder und Słubice fotografierten. Sie interessierten sich für die Fragen: „Wie nehmen die Menschen die alltäglich erlebte Trennlinie wahr? Ist sie überhaupt von Bedeutung? Trennt die Grenze oder verbindet sie sogar?“. Die Porträtserie stellte zudem die „nationale Zuordnung nach gewohnten Kriterien und Denkmustern“ infrage. Vgl. Burkhard Asmuss (Hg.): Deutsche und Polen – 1.9.39 – Abgründe und Hoffnungen. Ausstellungskatalog DHM Berlin, Dresden 2009, S. 259.



Abb. 3: Christian Boltanski, Wandinstallation „The Missing House“, Berlin-Mitte, entstanden 1990 (Photo © Rosmarie Beier-de Haan 2011)

Hoffnungen“ (Berlin 2009), die sich mit dem schwierigen und vielfach gebrochenen Verhältnis zwischen Polen und Deutschland auseinander setzte.

So vermag es die Kunst – vielleicht mehr als andere Disziplinen – auf eine oft subtile, überraschende, den Blick öffnende Weise den Einzelnen in der Geschichte sichtbar zu machen. Damit ist sie prädestiniert für eine Präsentation von Zeitzeugen über das bloß Dokumentarische, Chronistenhafte hinaus. Natürlich besteht in bezug auf die Kunst immer die Gefahr der (Über-)Emotionalisierung, der Überwältigung, auch: der Verkitschung und Verharmlosung. Doch wenn Präsentationsformen gelingen, die vor all diesen Irrwegen bewahren, dann kann die künstlerische Bearbeitung Perspektivwechsel und -verschränkung auf eine spezifische Weise erreichen; sie kann damit auch de-konstruierend wirken und in diesem Sinne die Medienkompetenz, die Medienkritik der Betrachter schulen oder zumindest einen Sinn dafür wecken. Dies zu erreichen ist das (immanente) Ziel aller Ausstellungen und Darstellungsformen, die sich als zukunfts-fähige in einem aufklärerischen Sinne verstehen.



(Photos: privat)

Meinen Großmüttern Else B. und Maria B., die mich viel über die Bedeutung des Einzelnen in den Strukturen der Zeit lehrten.